

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

ZUR LYRIK SIEGFRIED LANGS

Als vor sieben Jahren Siegfried Langs «Gesammelte Gedichte in Auswahl» unter dem Titel «Von Ufer zu Ufer» im Atlantis-Verlag, Zürich, erschienen, lag eine lyrische Leistung überschaubar vor, die in seltener Kontinuität durch Jahrzehnte die Spuren setzte. Wenn kürzlich dem Dichter der große Kunstpreis der Stadt Basel überreicht wurde, galt das sozusagen einem Manne auf Wache: ein Leben lang als Lyriker seinen Platz zu behaupten, ist bewunderungswürdig. Verse zu schreiben, war nie — und ist es heute noch weniger — eine Selbstverständlichkeit. Auf diesem Platz ist jeder an unsicherem Posten, auch wenn er das Wort führt, das nach Gotthelf «unendlich mächtiger als das Schwert» und nach Stifter «stärker als die Wurf-schleuder» ist. Das Wort, die Sprache ist dauernd gefährdet. Zu allen Zeiten und in gesteigertem Maß in einem Zeitalter der Reklame und der Propaganda. Einbrüche ins Humane geschehen über das Mittel einer verderbten Sprache. Das meinte wohl Shelley, als er einst schrieb: «Es übersteigt alles menschliche Denken, sich vorzustellen, in welcher moralischen Verfassung die Welt wäre, wenn weder Dante noch Petrarca, weder Shakespeare noch Calderon noch Milton je gelebt hätten...»

Dienst an der Sprache ist heute aktuelle — sogar politische — Tat. In diesem Sinne kann ein Dichter gar nicht im Elfenbeinturm wohnen, oder wenn er es trotzdem tut, geht von seinem Turm wie von einem Leuchtturm ein Licht aus, nach dem sich viele richten.

Von seinen frühen Gedichten weg bis heute sieht man Siegfried Lang stets mit der gleichen Hingabe beschäftigt, die Sprache für den Kampf mit den Mächten und gegen die Korrosionswirkung der Zeit stark zu machen, als gälte es zu widerlegen, was Goethe einst folgendermaßen sagte: «Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.»

Von Siegfried Langs Sprache könnte man sagen, sie sei das äußerste Gegenteil des Phrasenhaften. Er wählt die Worte und setzt sie so, daß im Erfassen der Tatbestände — der geistigen, gefühlsmäßigen und dinglichen — jene Genauigkeit zustandekommt, wie sie, aber nur unter den Händen der Meister, allein der lyrischen Aussage möglich ist, die eine Aussage der Konzentration und Kürze sein muß. Deshalb auch das Gefühl der Bündigkeit, das uns seine Gedichte vermitteln: nichts zu viel, nichts zu wenig — ausgewogen wie ein Kristall. Diese Präzision zeichnet seine vielen Uebertragungen von Vers und Prosa, seine Essays und Betrachtungen sowohl als die eigene Lyrik aus. Man trifft darunter kleine Lieder, kurzstrophige Gedichte, weitwiegende Hymnen und Oden, Sonette und freie Rhythmen sowie neben zartesten Impressionen abhandelnde Verse.

Seine Leistung der Form und des Formulierens ist enorm. Aber Siegfried Lang hat Goethes Spruch nicht zu fürchten, der da feststellt: «Nur wo die Inhalte wirksam sind, ist die Form nicht zweifelhaft.» So unzweifelhaft Langs erreichte Form, so wirksam seine Inhalte. Sie gelten — in Abbreviation — Mensch, Welt und Zeit. Das Jahreszeitliche, darunter der ikonengoldschimmernde Herbst, das Landschaftliche, darunter das Wasserhafte in Brunnen, Fluß und Uferhaftem, ist gerne gewählt. Und der sagt viel, der alles dieses sagt — wenn der Mensch zugegen ist. Und das ist er, fern dahinwandelnd oder mitten drin, als Mitweilender oder als Bezugspunkt. Langs Dichtung ist keine menschenleere Dichtung.

Seine letzte Veröffentlichung, die den Titel «*Gedichte und Uebertragung*» trägt, denn sie enthält eine Uebertragung von Ugo Foscolos Gedicht «*Dei sepolcri*», und eine schöne Ausgabe der Johannespresse, Zürich, ist, führt diesen Weg weiter — nur daß der Dichter noch zurückhaltender erscheint. Distanz zu den Dingen, Kühle im Erwägen und Sicherheit im Erfassen sind noch ausgeprägter als vordem. Man könnte diese Haltung «*Entrückung*» nennen, wie er denn mit diesem Index eine Trilogie überschreibt, die von der «*Entfaltung*» über den «*Cantus insatiabilis*» bis zur «*Tristitia*» reicht.

*Nacht, du stillste, vergib,
Wenn ich dich vor der Zeit
Nieder zu mir bitte!*

Das ist eine Bitte um Ruhe dessen, der als «*Peregrinus*» die Welt erwanderte. Ihrer bedarf es «*in dieser Welt des trümmernden Gewirrs*», um sie in Stille wieder, wie es auch Bergengruen unternimmt, zur «*heilen Welt*» zu machen. Die in seiner neuen Gedichtsdekade gebannten Visionen gelten alle solchem ordnenden Werk.

Es bedarf der Disziplin, den in die Verse versenkten Sinn zu ertasten, denn Siegfried Langs spätes Dichten verschließt gerne die üblichen bekannten Zugänge und entledigt sich aller unnötigen Hilfen. Aber je mehr man sich auf die goldene Spur begibt, um so deutlicher wächst die Gewißheit, daß sich alles Chaotische, durch den Kristall der Kunst, einer strengstgeformten Kunst betrachtet, ins Harmonische umorganisiert. So darf denn einem «*Neugeborenen*» (in einem zu letzter Einfachheit gebrachten sechsstrophigen Gedicht) heute, zu dieser Zeit, zugerufen werden:

*Auf den Füßen rosig klein
Richte bald dich auf!
Trittst in eine Welt hinein,
Kennst nicht ihren Lauf...*

*Wie die weiche schwache Hand
Allem näher strebt!
Vogel, Blume, goldnem Sand
Sich entgegenhebt...*

*Weißt, daß dich die Sonne liebt,
Weißt noch viel von ihr...
Diese Welt — die sich dir gibt —
Bleibe lange dir.*

Diese Welt — verdunkelt und erhellt — sah Siegfried Lang stets ruhigen Auges an. Ruhig und klar kommt ihr Bild, zu Sprache und durch sie zu Schönheit und Form verwandelt, wieder zurück zu uns, den Beschenkten.

Hans Schumacher

Im Laufe des 17. Jahrhunderts beginnt sich in der historischen Entwicklung Rußlands ein Prozeß abzuzeichnen, der unter Peter dem Großen und Katharina II. bereits konkretere Formen annimmt, und im 19. Jahrhundert in dem bewußten Gegensatz zwischen *Slavophilen* und *Westlern* eine spezifische Ausprägung findet. Es handelt sich um die bis zur Gegenwart noch nicht abgeschlossene Auseinandersetzung Rußlands mit den verschiedenen Einflüssen des europäischen Westens, die nicht nur das politische, wirtschaftliche und soziale Leben berühren, sondern auch die ganze geistige Sphäre des russischen Menschen erfassen.

Das 18. Jahrhundert bringt Rußland bedeutende politische Erfolge und die Ansätze zu einer bodenständigen Literatur, die sich dann binnen wenigen Jahrzehnten zu ungeahnter Höhe entwickelt, ja das Niveau einer Weltliteratur erreicht. Gleichzeitig erwacht gerade bei den besten Vertretern einer dünnen Oberschicht ein reges Interesse für soziale Probleme, das auch durch die Niederwerfung des Dekabristenaufstandes und die reaktionäre Regierung Nikolajs I. nicht mehr ausgelöscht werden kann.

Hier setzt der dritte (und letzte) Band von Gitermanns Geschichte ein, der die Epoche von 1826 bis 1917 behandelt. Es darf gleich einleitend festgestellt werden, daß der Verfasser es wiederum verstanden hat, das unendlich weit-schichtige Material übersichtlich zu ordnen und den äußerst komplizierten Ablauf der historischen Ereignisse zuverlässig, klar, anschaulich und in leicht faßlicher Form darzustellen. Versuchen wir nun den genannten Zeitabschnitt synthetisch zu überschauen und die wichtigsten Begebenheiten herauszuheben.

1. In außenpolitischer Hinsicht bringt der siegreiche Kampf gegen Napoleon den Russen einen gewaltigen Prestigegewinn: Rußland wird nach dem Wiener Kongreß zur stärksten Macht Europas, und es vermag diese Position bis zum Jahre 1855 zu halten. Die Revolutionen von 1830 und 1848, die ihre Wellen bis ins Zarenreich schlagen, erschüttern es nicht. Erst durch die Niederlage im Krymkrieg verliert es seine Vormachtstellung. Der anschließend folgende Pariser Frieden beläßt Rußland zwar seine unter Nikolaj (1825—1855) gemachten Eroberungen im Kaukasus, nimmt ihm aber strategisch wichtige Positionen (Aalandsinseln, Festung Kars) und vernichtet mindestens vorläufig seinen alten Plan von einem freien Zugang zum Mittelmeer. Außerdem sieht sich der neue Zar Alexander II. (1855—1881) auch innenpolitischen Schwierigkeiten gegenüber. Er zieht sich deshalb vorübergehend von der Balkanpolitik zurück, greift aber dafür östlich des Kaspischen Meeres nach dem Turkestan aus. Weiter wird im Fernen Osten im Jahre 1860 die Feste Vladivostok gegründet. Die Jagd nach festen Grenzen in Mittelasien bringt Rußland in die Nähe der britischen Interessensphäre und schafft dadurch eine dauernd gespannte Lage zu England, das namentlich auf die Eroberung von Samarkand und Merv (günstige Ausgangsstellungen nach Afghanistan und Indien) scharf reagiert.

Den Polenaufstand von 1863/64 vermögen die Russen nach anfänglicher Bedrängnis niederzuschlagen und somit das Ansehen des Reiches nach außen hin zu wahren. Im Jahre 1867 verkauft Rußland an die Vereinigten Staaten Alaska, dessen strategische Bedeutung damals noch niemand voraussehen

¹ Zürich 1949 (Büchergilde Gutenberg). Ueber die beiden früher erschienenen Bände vgl. «Neue Schweizer Rundschau» 1945, Nr. 12 (Aprilheft), 1946, Nr. 8 (Dezemberheft).

konnte. Durch seine Interessen im Mittleren und Fernen Orient gebunden, verhält sich Rußland im Westen während des Deutsch-Oesterreichischen Konfliktes (1866) und besonders während des Deutsch-Französischen Krieges (1870/71) neutral, und es setzt sich dadurch in ein gutes Einvernehmen mit Deutschland. Hingegen wacht es eifrig über den Ereignissen auf dem Balkan, wo die Behandlung der christlichen Untertanen durch die Türken Anlaß zu ernster Besorgnis gibt. Da die Vorstellungen der Großmächte bei der Pforte wenig nützen, unterstützt Rußland, das sich als Schutzherrin der orthodoxen Balkanslaven fühlt, vorerst inoffiziell die Serben. Der Mißerfolg dieser Aktion und die starke panslavistische Propaganda führen zum Russisch-Türkischen Krieg (1877/78), der schließlich mit einem eindeutigen Sieg der Russen endet, den diese im Frieden von S. Stefano geschickt auszunützen verstehen. Die folgenden Jahre sind gekennzeichnet durch die Bündnispolitik Bismarcks, der für das eben erst geeinte, rasch aufstrebende Deutsche Reich Frieden und eine Stabilisierung der europäischen Lage, namentlich Sicherung gegen einen eventuellen Revanchekrieg Frankreichs wünscht. So kommt das vor allem der Erhaltung der Monarchien dienende Dreikaiserbündnis zwischen Deutschland, Oesterreich und Rußland zustande (1881, 1884 um drei weitere Jahre verlängert). Dann folgt 1882 der sog. *Dreibund* (Deutschland, Oesterreich, Italien). Das deutsch-österreichische Bündnis bleibt auch nach 1887 fest, während sich Bismarck Rußland gegenüber nun nur noch durch den sog. «Rückversicherungsvertrag» deckt. Die Nichterneuerung desselben durch seinen Nachfolger Caprivi (in Verbindung mit dem Zollkrieg) treibt Rußland schließlich ins französische Lager (französisch-russische Militärkonvention, 1893/94). Beträchtliche französische Anleihen sollen Rußland nun zum militärisch schlagfertigen Partner machen. Auch gewinnt es durch die Bindung Deutschlands freie Hand in Ostasien. Dort stößt seine Expansionspolitik aber auf den entschlossenen Widerstand Japans, und es erleidet im Krieg von 1904/05, den es ohne die nötigen Vorbereitungen provoziert hat, eine empfindliche Schlappe. Um diese Zeit führen die Bemühungen Frankreichs um die Beilegung des Kolonialstreites mit England zu einer Verständigung, die in der *Entente cordiale* (1904) ihren sichtbaren Ausdruck findet. Bald darauf kommt auch eine Einigung zwischen England und Rußland über Persien zustande (Abkommen von 1907). Damit sind die Spannungen in der englischen Kolonialpolitik sowohl gegenüber Frankreich als gegenüber Rußland behoben, und für eventuell neu sich ergebende Differenzen ist der Weg der friedlichen Regelung beschlossen. In bezug auf den Kontinent tritt England für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes ein. Auf diese Weise entsteht praktisch ein dem *Dreibund* ebenbürtiger starker Block, die sog. *Triple Entente*. Im Weltkrieg messen sich die beiden Verbände unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte. Dabei zeigt Rußland bereits 1916 an der Front starke Erschöpfungserscheinungen. Im Hintergrund regt sich die Opposition gegen die unverständige Regierung. Die Zarenmonarchie bricht zusammen. Die Ereignisse überstürzen sich und die Entwicklung gleitet von einem Extrem ins andere. Rasch wird die bürgerliche Regierung Lvov-Miljukov und die sozialistische von Kerenskij hinweggefegt und die Macht kommt in die Hände der Arbeiter- und Soldatenräte (Sovjets), und unter Lenins zielbewußter und schlagkräftiger Leitung reißen die Bolscheviken die Staatsgewalt an sich. Die neue Regierung schließt einen Sonderfrieden mit Deutschland in Brest-Litovsk im März 1918. Sie hat in den folgenden Jahren einen schweren Kampf gegen äußere und innere Feinde (Bürgerkrieg) zu bestehen, behauptet sich aber und schlägt eine defensive Politik ein (Preisgabe von Finnland,

Estland, Lettland, Litauen, Polen, die unabhängige Staaten werden). Erst im Zusammenhang mit dem zweiten Weltkrieg treibt Sowjetrußland wieder eine ausgesprochen offensive Politik, die überall wieder an den früheren Interessenpunkten angreift.

2. Im Gegensatz zur Außenpolitik verfolgt Gitermann die innere Geschichte Rußlands mit besonderem Eifer und großer Sachkenntnis. Die eingehende Fachliteratur ist weitgehend herangezogen und die Behandlung einiger Kapitel so ausführlich gehalten, daß man sich veranlaßt fühlt, den Titel des Werkes «Geschichte Rußlands» durch den Zusatz «unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung» zu ergänzen. Die Darstellung als Ganzes kann als sachlich bezeichnet werden, wenn auch in einigen Punkten eine gewisse parteipolitische Stellungnahme des Verfassers durchschimmert. Sie vermittelt ein sehr düsteres Bild von der russischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, was sicher den Tatsachen entspricht. Immerhin darf man sich fragen, ob nicht ein etwas weniger negativer Gesamteindruck entstünde, wenn man zum Vergleich etwa die französische Geschichte vor der Revolution oder die spätere russische Geschichte heranziehen würde.

Unter *Nikolaj I.* (1825—1855) ist die russische Innenpolitik mit einer schweren Doppelhypothek belastet: *Leibeigenschaft* und *Absolutismus*. Dabei denkt der Herrscher keineswegs an die Beseitigung dieser Kernübel. Er führt vielmehr — nach dem milderen Regime seines Vorgängers — wieder die alte Selbstherrschaft eines autoritären Zaren ein (Polizeigewalt, strenge Zensur, Vergewaltigung der Hochschulen, weitgehende Unterdrückung der freien Meinungsäußerung) und zwingt so die Opposition vorübergehend zum Schweigen. Nach dem verlorenen Krimkrieg treten aber die inneren Spannungen wieder schärfer hervor, und *Alexander II.* (1855—1881) ergreift denn auch schon zu Beginn seiner Regierung mehrere einschneidende Maßnahmen. Vor allem faßt er sofort ein Kernproblem an und befiehlt, trotz lebhafter Opposition, besonders aus Adelskreisen, im Jahre 1861 die Abschaffung der Leibeigenschaft. Wenn dieses Vorgehen nicht den erhofften Erfolg bringt, so liegt das nicht nur an der Befreiung der Bauern ohne allgemeine und genügende Landzuteilung² sowie an den Mängeln, die der praktischen Durchführung des Erlasses anhaften, sondern doch wesentlich auch an dem Umstand, daß die Maßnahme zu spät kommt. Im weiteren hat Alexander zahlreiche Mißstände beseitigt und in bezug auf die Hochschulen die frühere Freizügigkeit unter Alexander I. wiederhergestellt. Wesentliche Besserung der Verhältnisse wird erzielt in der landwirtschaftlichen und städtischen Verwaltung, im Gerichts-, Finanz- und Heerwesen und besonders auf dem ganzen Gebiete des Bildungswesens. Die sechziger und siebziger Jahre zeigen bereits alle möglichen Schattierungen der Opposition, vom extremen Anarchismus eines Bakunin und dem völlig amoralischen Verhalten eines Netschajev, dem alle Mittel zum Umsturz gut sind, bis zu den eher philosophisch anmutenden Auseinandersetzungen eines Lavrov. Im Jahre 1873 treten zum erstenmal die «*Narodniki*» (zu *narod* = «Volk»), in Erscheinung. Es sind meist Angehörige intellektueller Kreise (besonders Studierende beiderlei Geschlechts), die sich (durch verschiedene Berufe getarnt) in die Provinz und unter die Bauernbevölkerung begeben, um die breiten Volksmassen auf dem Lande aufzuklären und für eine künftige Revolution «vorzubereiten». Unterdessen geht die

² Was die landwirtschaftlichen Verhältnisse betrifft, über die ich mir ein gewisses Urteil erlauben darf, denke ich oft anders als Gitermann. Diese müssen mit den entsprechenden Erscheinungen im Westen verglichen werden. Dabei zeigt sich denn auch, daß manche als spezifisch russisch angesehene Mängel zu den Nöten der Landwirtschaft überhaupt gehören.

unterirdische Wühlarbeit in den Städten weiter. Die Regierung trifft strenge Gegenmaßnahmen. Schließlich bildet sich (trotz entschiedener Opposition von revolutionär Gesinnten selbst wie besonders Plechanov) eine Terrorgruppe heraus, die nun systematisch Jagd auf hochgestellte Personen macht und der 1881 die Ermordung des Zaren gelingt.

Unter *Alexander III.* (1881—1894) und seinem zwar fähigen, aber engstirnigen Minister Pobjedonoscev folgt nun noch einmal eine reaktionäre Politik der starken Hand. Ausgesprochener Nationalismus und bigotte Orthodoxie führen zu schroffem Vorgehen gegenüber den römisch-katholischen Polen und den deutschen Lutheranern in den baltischen Provinzen; dazu kommen widerliche Judenpogrome.

Gegen jede Opposition im Innern wird mit Polizeigewalt vorgegangen. Es gelingt der Regierung, die öffentliche Ordnung wiederherzustellen und sich weithin Autorität zu verschaffen. Doch hat diese «Beruhigung» nur vorübergehenden Charakter. Unter dem wankelmütigen *Nikolaj II.* (1894—1917), der nur ungern die schwere Aufgabe der Leitung des Reiches auf sich nimmt, treten die bisher unterdrückten Strömungen wieder mit elementarer Macht an die Öffentlichkeit. Die rasch zunehmende Industrialisierung schafft in den Städten ein starkes Proletariat. Es bildet sich eine organisierte Sozialdemokratie nach deutschem Vorbild. Die Führung übernehmen meist Intellektuelle aus kleinbürgerlichem Milieu. Eine besondere Gefahr droht noch vom Ausland her, wo Vladimir Uljanov (Lenin) mit zahlreichen Anhängern in der Emigration (namentlich in der Schweiz) rastlos für die kommende Revolution arbeitet. Zwar sind die Vertreter der Linken keineswegs einig, was am Parteitag zu London (1903) klar in Erscheinung tritt. Dort erreicht der zielbewußt und kompromißlos auf die Revolution zusteuernde *Lenin* die Mehrheit (seine Anhänger nennen sich Bolscheviki, eig. «Mehrheitler»): die Minderheit wird nun als Mensheviki («Minderheitler») bezeichnet. Bereits ein Jahr früher wird in Rußland die Partei der Sozialrevolutionäre gegründet. Besonders kritisch wird die Lage nach dem Russisch-Japanischen Krieg (1. «Revolutionsprobe» im Jahre 1905). Aber die Regierung begreift noch immer nicht den Ernst der Lage. Der Weltkrieg bringt eine maximale Anspannung aller nationalen Kräfte und vorübergehend eine relative Ruhe im Innern. Aber bald wirken sich die Rückschläge an der Front im Hinterland aus. Zahlreich sind die Ursachen, die zu einem raschen Zusammenbruch des Zarenreiches führen. Schließlich ergreifen die Bolscheviken unter Lenin (s. o.) mit der zugkräftigen Losung: «Friede und Land (den Bauern)» die Macht. Hier bricht die Darstellung Gitermanns ab. Die qualvollen Jahre des Bürgerkrieges schildert er nicht mehr. Vor allem aber beantwortet er uns eine Frage nicht, die doch jeder ernste Leser stellen muß: Das russische Volk hat unter dem Zarismus unendliche Opfer gebracht; und weitere blutige Opfer während der Revolution und des Bürgerkrieges. Und nun, wie steht es jetzt um Rußland und das russische Volk? Statt einer Antwort müssen wir uns mit einem angeblich von Lenin stammenden Ausspruch begnügen: «In Rußland ist es dem Proletarier leicht, die Macht zu ergreifen, aber äußerst schwer, ein geordnetes Gemeinschaftswesen aufzubauen. In Westeuropa dagegen ist es für das Proletariat schrecklich schwer, die Macht zu ergreifen, aber sehr leicht, eine geordnete Gesellschaft aufzubauen.»

3. Zu kurz kommt wiederum die geistesgeschichtliche Entwicklung. Es liegt dem Verfasser anscheinend nicht, den historischen Prozeß auch von dieser Seite her zu betrachten. Und doch kommt gerade der Literatur des 19. Jahrhunderts (zu der wir auch Publizistik, Soziologie und Philosophie

— im weitesten Sinn — rechnen müssen) eine einzigartige Stellung innerhalb des Lebens der russischen Nation zu. Sie ist die Kämpferin für Freiheit und Gerechtigkeit, für Aufklärung und Bildung; und keine westliche Literatur übertrifft sie dabei an Tiefe des Gehalts, sittlichem Ernst und humanitärer Gesinnung. In der relativ liberalen Ära Alexanders I. stehen die Vertreter der jungen Literatur unter starkem Einfluß des deutschen Idealismus, namentlich Schellings. Sie huldigen noch den Prinzipien der «reinen Kunst». In der drückenden Lage der Nikolaitischen Epoche beginnen sie sich mehr und mehr mit Fragen des öffentlichen Lebens und sozialen Problemen auseinanderzusetzen. Als typischer Repräsentant für den nun eintretenden Wandel kann *Belinskij* (1811—48) gelten, der vom einstigen Verehrer Puschkins zum Anhänger Feuerbachs und der französischen Sozialisten wird. In der von ihm angebahnten Richtung bewegen sich dann *Herzen* (1812—70) und weiter *Tschernyshevskij* (1828—89), *Dobroljubov* (1836—61) und *Pisarev*, der in der Literatur nur noch ein nützliches Propagandamittel sieht; *Michajlovskij* (1842—1904) vertritt positivistische Ansichten. Auf den Gegensatz zwischen *Slavophilen* (die mehr die russische Eigenart zur Geltung bringen wollen) und *Westlern* (die das Heil Rußlands von der Anlehnung an den Westen erwarten) kann hier nur hingewiesen werden. Sogar die Poesie tritt — mindestens vorübergehend — in den Dienst der allgemeinen Sache: *Nekrasov* (1821—78), der bewußte Gegenspieler Puschkins, besingt in seiner stark sozial gerichteten Lyrik die Leiden des russischen Volkes. *Gontscharov* bietet ein ergreifendes Bild der absterbenden patriarchalischen Kultur («*Oblomov*», 1859). Der vornehm objektive *Turgenev* gibt nicht nur prächtige Schilderungen des russischen Landlebens («*Aufzeichnungen eines Jägers*», «*Adelsnest*»), sondern er versucht auch die politischen und sozialen Strömungen seiner Zeit zu erfassen («*Rudin*», «*Am Vorabend*», «*Väter und Söhne*»: Problem der alten und jungen Generation im damaligen Rußland). Nicht genügend gewürdigt sind in diesem Zusammenhang *Dostojevskij* und *Tolstoj*. *Dostojevskij* sieht nicht nur in den «*Dämonen*» die Terroristen auf seine Weise, sondern er zeigt auch in der Person des *Raskolnikov* (in «*Verbrechen und Strafe*») in erschütternder Weise die tragische Situation des Mörders nach vollbrachter Tat, die ihm vorher nicht nur berechtigt, sondern sogar verdienstvoll schien (damit hat er gleichsam die Enttäuschung der Terroristen nach dem Zarenmord vorweggenommen). Vor allem aber weist uns *Dostojevskij*, der nicht nur die Leiden seiner Mitmenschen mit krankhafter Intensität empfunden, sondern auch selbst die furchtbarsten Marter erduldet hat, einen neuen Weg. Er endet nicht in Verzweiflung selbst sein Leben wie etwa nach der Revolution die Dichter *Jesenin* († 1925) und *Majakovskij* († 1930), er wird auch nicht zum Attentäter gegen den Zaren, sondern er zeigt uns aus tiefstem religiösem Erleben heraus und brüderlicher Nächstenliebe den Friedensweg des gläubigen Christen. *Leo Tolstoj* bewegt durch seine so schlichte und doch packende Erzählung über die Tapferkeit und den Opfermut des russischen Soldaten im Krymkrieg («*Sevastopol*», drei Teile) sogar das Herz des gestrengen Zaren. In «*Anna Karenina*» gibt er zwar auch noch prächtige Bilder des russischen Lebens (wie in «*Krieg und Frieden*»), doch verrät er andererseits schon seine skeptische Einstellung zur Lebenshaltung der vornehmen Gesellschaft. Und dann wird *Tolstoj* zum Sozialreformer und -propheten, der unerschrocken die althergebrachten Institutionen des Rechtslebens («*Auferstehung*»), der Ehe («*Kreutzersonate*»), der orthodoxen Kirche (die ihn zur Strafe ausstößt) öffentlich angreift und an den bestehenden Mißständen schärfste Kritik übt. Ja, er bittet sogar den Monarchen brieflich um die restlose Begnadigung der

Zarenmörder. Denselben Schritt wagt auch Vladimir *Solovjov*, wobei er sich in öffentlicher Rede auf die Lehre Christi beruft. Durch diese ergänzenden Bemerkungen soll nur angedeutet werden, daß es im zaristischen Rußland noch ein anderes Heldentum gegeben hat als dasjenige der Revolutionäre.

Zum Abschluß erleichtert Gitermann dem Leser die Benutzung seiner schönen dreibändigen Geschichte Rußlands³ durch einen ausführlichen *Personen-* und *Sachindex*. Hingegen vermißt man einen wenigstens knappen Ueberblick über die wichtigste Fachliteratur. Schließlich ist stofflich doch wohl alles, was der Verfasser bietet, bereits wissenschaftlich erarbeitet, und das müßte in einem für ein größeres Publikum bestimmten Werk irgendwo zum Ausdruck gebracht werden. Wer sich für die russische Geschichte ernsthaft interessiert, wird auch das Bedürfnis haben, neben Gitermanns Behandlung dieses Themas noch eine oder gar einige andere Darstellungen zum Vergleich heranzuziehen oder wenigstens an einigen ihn besonders fesselnden Punkten unter Heranziehung von Spezialliteratur tiefer in den Stoff einzudringen. Diese Möglichkeit wird ihm (abgesehen von einigen Kapiteln über die wirtschaftliche Entwicklung) nicht geboten. Auch wundert man sich darüber, daß maßgebende Werke nur vereinzelt (und dann etwa noch in nebensächlichen Zusammenhängen) erwähnt werden, während andere überhaupt nicht genannt sind, wie z. B. die immerhin bedeutende Geschichte Rußlands von *K. Stählin* (Bd. III, IV 1, 2 von 1801—1917, reichend, 1935—39 erschienen), oder *O. Hötzsch*, Rußland (Berlin 1917, eine geschätzte Behandlung der Epoche vom japanischen zum Weltkrieg), weiter auch *K. Nötzel*, Die soziale Bewegung in Rußland (Berlin 1923), um nur einige zu nennen. Auch ist, soweit ich sehe, auf in russischer Sprache erschienene Gesamtdarstellungen und auch auf die (im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte) bereits reichhaltige angloamerikanische Literatur nicht Bezug genommen. Ein noch jetzt möglicher, knapper bibliographischer Nachtrag würde zu Gitermanns Geschichte eine wertvolle und sicher allgemein geschätzte Ergänzung bilden.

Ernst Dickenmann

KLEIST-DOKUMENTE

Zu einer Polemik

Die «Neue Zürcher Zeitung» veröffentlichte am 26. April 1951 einen Artikel unter dem Titel «Eine Kleist-Mystifikation». Dieser Artikel hat seine Vorgeschichte.

Im September 1950 brachte die «Neue Schweizer Rundschau» meinen Essay «Die Rache Heinrich von Kleists». Cand. phil. Hansres Jacobi sandte der Zeitschrift einen Gegenartikel, den zwei Charakteristika auszeichneten: er wußte nichts von den Kleist-Dokumenten, die meiner Arbeit zugrunde lagen, und er war in einem unbekümmerten Ton geschrieben. Er warf mir vor, ich hätte eine «biographie romancée», einen Kleist-Film, verfaßt. Jacobi hingegen hatte eine Doktordissertation über den «Amphitryon»-Stoff in Arbeit; 16 Zeilen meines 6 Druckseiten langen Aufsatzes schienen dem Doktoranden nicht in

³ Die äußere Form auch des dritten Bandes ist sehr sorgfältig. An Druckfehlern habe ich nur beachtet: pli, statt pali (eigentlich «brenne los», Feuerbefehl), S. 146. Witte ist nicht mit 34 (wie auch Hedenström angibt), sondern mit 43 Jahren Finanzminister geworden, S. 331. Im Personalindex (wo einige Namen fehlen) lies Struve, statt Strupe.

sein Konzept zu passen. So erklärt sich auch der emotionale Schluß seines Artikels in der «Neuen Zürcher Zeitung», den einige Leser von mir erklärt haben wollten.

Im Jahre 1922 erschien in Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) das «Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft, 1921», herausgegeben von Minde-Pouet und Julius Petersen. Auf Seite 105 und 106 verzeichnet die Bibliographie dieses offiziellen Organs der Kleist-Gesellschaft unter elf verschiedenen Eintragungen die neuen Dokumente von der Hand Kleists und über den Dichter, die *Karl Gustav Herwig* in vielen deutschen, hochangesehenen Blättern publiziert hatte. Hätte das Zentrum der deutschen Kleist-Forschung diese Dokumente für eine Mystifikation gehalten, so hätte man entweder keine Kenntnis von ihnen genommen oder sie als Fälschung bezeichnet. Kein Berufener tat das. Weder Professor Minde-Pouet noch Professor Petersen noch irgendein Kleist-Forscher von Rang hat seine Stimme gegen diese Dokumente erhoben. Ich glaube also, das Recht zu haben, den Vorwurf des Studenten, daß es mir an wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit mangle, zurückzuweisen.

Was sind nun seine Beweise, daß Herwigs Dokumente gefälscht sind? *Erstens*: ein Kleist-Zitat, so sorgsam präpariert, daß es das Gegenteil von dem aussagt, was der Kleist-Brief, dem es entnommen ist, mitteilt. *Zweitens*: eine Theorie, daß die Dokumente vom deutschen antifranzösischen Chauvinismus fabriziert worden sind. Eine absurde These, weil jene Dokumente das größte Loblied auf Frankreich enthalten — wie ich bereits in der Arbeit «Die Rache Heinrich von Kleists» dargestellt habe. *Drittens*: «In dem Städtchen Orbe, in dem Herwig die Dokumente gefunden hatte, war es», schreibt Jacobi, «uns unmöglich, auch nur die geringste Spur dieser Dokumente zu finden.» Ich frage: was beweist das? Ich stelle zwei Fragen: erstens ist das Archiv der Munizipalität des Städtchens Orbe so trefflich organisiert, daß die dortigen Archivare bereit sind, zu beschwören, daß das Kleist-Material vor mehr als 30 Jahren nicht da war (zumal es dort, nach Herwig, gar nicht registriert war, sondern «unter Kirchenakten» verborgen lag)? Zweitens: vor mehr als 30 Jahren gab eine Reihe von ernsthaften deutschen Blättern diesem Fund die weiteste Publizität. Warum hat *damals* die Munizipalität von Orbe oder die Kleist-Forschung nicht protestiert, wenn das Ganze eine Fälschung war?

Uebrigens teilt die Municipalité d'Orbe meine Auffassung, daß die dort angestellten Untersuchungen zu keinem Resultat gekommen sind, und den Schluß, daß es sich um eine «Kleist-Mystifikation» handle, *nicht* rechtfertigen. Die Municipalité schreibt mir in einem Brief vom 5. Juni 1951 über die in Frage stehenden Dokumente: «Quant à dire qu'ils n'existent pas et que les publications sont fausses, nous ne pouvons aller jusque-là.» Und der Brief resümiert dann: «En définitive, nous ne pouvons rien préciser au sujet des écrits en question.» Das ist die Wahrheit: die Nachforschung in Orbe hat weder für noch gegen die Echtheit der Dokumente auch nur das geringste zutage gebracht.

Mir scheint eben, daß man mit einem Kleist-Zitat, das dem Brief, dem es entnommen ist, widerspricht, einer absurden Theorie über das Motiv der Fälschung und der Feststellung, daß man das Gesuchte in Orbe nicht finden kann, nichts bewiesen hat. Wichtig wäre hingegen, Karl Ludwig Herwig zu finden, oder Leute, die über ihn oder über die Dokumente etwas Faktisches aussagen können.

Solche Nachforschungen sind bereits im Gange. Ein Kandidat der Philologie geht zum Beispiel der Hypothese nach, daß sich hinter dem Namen Karl Gustav Herwig der Name Ludwig Marcuse verbirgt — was allerdings vieles

erklären würde. Ich habe diesem Kandidaten meinen Segen mit auf den Weg gegeben und ein Motto für seine akademische Laufbahn: Behaupten Sie nie mehr, als sie beweisen können! Wollen Sie zum Beispiel über eine «Kleist-Mystifikation» schreiben, so machen Sie ein Fragezeichen dahinter, falls Sie nur vermuten, nicht wissen; denn das Fragezeichen ist das Zeichen der Reife.

Ludwig Marcuse

ROMAIN ROLLAND SELBSTGESPIEGELT

*«Comme tous les Français, tu as en ta caboche si bien
l'instinct de l'ordre et la raison ancrés que tu peux
t'amuser à faire l'extravagant.»* Colas Breugnon

«Ich möchte das Rätsel meines Lebens aufhellen.» Erwartungsvoll begleitet der Leser Romain Rolland auf seiner «Reise nach Innen»¹, und er nimmt sein zweites autobiographisches Werk «Aus meinem Leben»² zur Hand. Seine Spannung wird nur erhöht durch die «éclipse», in welcher sich das Andenken an Rolland befindet, als bedürfe echter Nachruhm der stillen Bewährungsfrist. Romain Rolland (1866) gehört der Generation der Claudel (1868), André Gide (1869), Paul Valéry (1871) und Marcel Proust (1871) an. In dieser Plejade der am Ende des Zweiten Kaiserreichs Geborenen ließe sich mühelos jeder in die Traditionen einer bestimmten Ausdrucksform französischen Geistes einordnen: der Dichter des «Soulie de satin» in den Kreis, der um Racine und Pascal gravitiert, Gide in die Nachfolge des 18. Jahrhunderts, das schwärmerisch wie ein Rousseau und scharfsinnig-genau wie die Moralisten dachte. Ohne Kritikerpreziosität dürfte Valéry nicht nur in der Wahlverwandtschaft Stéphane Mallarmés, sondern auch in der folgerichtigen Fortentwicklung Descartes', André Chéniers und Charles Baudelaires gesehen werden. Rollands ihm temperamentmäßig so entgegengesetzter Zeitgenosse Proust setzt in einer durch die Psychoanalyse umgewandelten Schau Balzac und Zola fort.

Romain Rolland, der im Kapitel «Der Baum» das Lob des Herkommens aus Burgund singt und uns die kräftigen Gestalten seiner dem Notaren- und dem Schmiedemeisterberuf obliegenden Vorfahren mit der Kunst eines großen Erzählers vorstellt, will sich jedenfalls französischer, als sein umstrittener Kosmopolitismus eigentlich erwarten ließe. Und dennoch fällt es schwer, ihn trotz eines unverhohlenen konservativen Notabelnstolzes anders denn als eigenwillige Einzelercheinung im französischen Geistesleben der letzten sechzig Jahre zu betrachten.

Von praktischem Wert für den, der sich und andre erzieht, ist die Darstellung des Werdeganges eines jungen Provinzlers, dessen Familie, wie einst diejenige Blaise Pascals, zur Förderung des vielversprechenden Sohnes nach Paris zieht, um ihm dort den Besuch der besten Schulen zu ermöglichen. Romantisch, ja fast deutsch, mutet das Heimweh nach der blühenden und rauschenden, der träumenden und duftenden Natur dessen an, der für das Leben zwischen beseelten alten Steinen wie geschaffen schien.

Bei näherem Zusehen erkennen wir in Rollands Ablehnung des abstrakten Denkens auch etwas typisch Unfranzösisches; einmal schimpft er wie ein derber Bauer auf das «Feilbieten metaphysischer Maulaffen». So folgt der

¹ Querido-Verlag, Amsterdam.

² Herbert Lang & Cie., Bern.

Leser mit innerster Bewegung dem Spiel zweier Hände, die Konkretes, Erfahrenes anschaulich und schön zu formen nimmer müde werden.

Wären wir etwa das Opfer der Uebersetzungen, welche die Brücken zur Welt «Jean-Christophe» schlagen, dafür aber den ursprünglichen Klang des Prosawerkes in der Ferne verhallen lassen? Nun, bei so trefflich geleisteten Uebertragungen meinen wir des Snobismus der Kenntnis des Originals ent-raten zu können! Dr. Walter Fabian und Ré Soupault haben in der Anver-wandlung des fremden Sprachgenius den charakteristischen Ton Rollands getroffen, diesen Ton, in welchem der Dichter den beschwörenden Lehrer und der Polemiker den Lyriker nie ganz in Ruhe läßt. Aus der zweiten Ver-dolmetschung wären bei späteren Auflagen einige geringfügige Irrtümer aus-zumerzen!

Romain Rolland ist der große Nicht-Eindeutige, ist der Phantast mit dem Advokatenerbteil. Und weil sich in dem Schüler der Ecole Normale Supérieure überragende Begabung und ganz unklassisch anmutende Leidenschaftlichkeit in dauernder Auseinandersetzung befinden, muß uns die eigne Darstellung dieses sonderbaren Lebens um so inniger anziehen, als es scheint, daß ihm weder die Leistung des Dramatikers noch des Historikers oder Romanciers Unvergänglichkeit verbürge.

Diese Grundspannung zwischen Geist und Leben, unter der Rolland als Künstler in seinem langen, um das Absolute in der Selbstverwirklichung und Verkündung ringenden Dasein sichtlich tief gelitten hat, verdichtet sich in der Biographie zum göltigen Symbol. Vor ekstatischem Durchbruch des Lyrikers wurde er durch die rationalistische Zucht bewahrt; und doch ließe sich beispielsweise an der konventionellen Michelangelo-Biographie nach-weisen, daß eine Zügelung des Ueberschwanges und eine Vertiefung der wissenschaftlichen Forschung ein viel wirkungsvolleres Bild hervorzubringen versprochen hätten. Auch verderben die Bekenntnisse eines vagen Panthe-ismus, blasphemisches Eifern und egozentrische Theologie den Genuß der philosophischen Kapitel, die den unüberwindlichen Widerspruch zwischen einem Nietzsche nicht verleugnenden Vitalismus und konsequentem welt-anschaulichem Denken offenbaren.

Romain Rolland hat das alte Europa noch gekannt, jenes gesittete Europa, dessen Geist gerade aus der Kenntnis des Sinnes der Völkergrenzen eben diese Grenzen staunend und liebend überwand. Nicht anders als mit tiefer Dank-barkeit lassen sich die Kapitel lesen, welche uns zu Zeugen des römischen Lebens um 1900, der Empfänge bei der Gräfin Ersilia Lovatelli und der Freundschaft mit Malwida von Meysenbug machen. Künstlichkeit und Charme höfischer Geselligkeit finden anläßlich eines Déjeuners bei dem gelehrten Herzog von Aumale einen Chronisten, der bis in jedes Detail der Beschreibung hinein die Stimmung des aristokratischen Sonnenunterganges hervorruft und in dessen Zwielficht für sich die beiden Plätze des gesellschaftlich Gleich-gestellten und des ironischen Kritikers beansprucht.

Rolland, der selbst nach seinen Zeugnissen zu schließen den Frieden des Liebenden am reinsten in der Anhänglichkeit an die Mutter fand, überliefert uns mit der Noblesse des besorgten Freundes die Tragödie der Liebe zwischen der Duse und Gabriele d'Annunzio, hinter dessen dick aufgetragenen Affek-tationen er den leidenden, echten Künstler erkannte.

Gerechtigkeit ist für Romain Rolland der Sinn aller Einsicht und Mitteilung. Sie gibt seinen Werken den sittlichen Tenor, welchen ein Ereignis wie die Affäre Dreyfus ins Ungeheure zu steigern vermag.

Der Zwiespältigkeit des Künstlertemperamentes haben wir wohl das starke

Talent zur Autobiographie zu verdanken. Der gleiche Autor, der die Einsamkeit und Askese als Bedingung des schöpferischen Geistes preist, klagt wie ein verhinderter Politiker über den Mangel an Mannschaften, mit deren Hilfe er ein Mehrfaches hervorzubringen fähig gewesen zu sein meint. Solcher Unfriede mit sich muß ihm die brüderliche Einfühlung in das Schicksal Beethovens und Tolstojs gewährt haben. Im Kampf um die eigne Harmonie stählte sich der Wille, für die Versöhnung zwischen Ost und West zu wirken. Es fiel leicht, mit André Gide über den «ingénu passionné» zu lächeln, und doch können wir uns dem Pathos einer unbeirrbaren Existenz nicht entziehen, die sich durch den Glauben an die Kräfte der Vernunft rechtfertigte und für die Katharsis des Geistes durch die Mächte des Gefühles selbst die schmerzlichsten Beweise erbracht hat. «Wenn auch das Herz überflutet war, im Bordtagebuch stellte der Geist genau die Positionen fest.»

In den Oberlängenwimpeln seiner zart und entschieden schattierenden Schrift gibt sich das innerste Wesen Romain Rollands sinnbildliche Gestalt: es ist der Bannerträger, der mit der hochgezüchteten Kraft Colas Breugnons die Fahne des Geistes mit rühmlichem Eigensinn im Wind eines unverbesslichen Idealismus wehen läßt und zugleich wie ein nüchterner Feldherr gelassen feststellt: «Ein langes Leben, das man zurückblickend umfaßt, ist eine große Erfahrung.»

Konrad Kahl

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Neutralismus In Großbritannien, Frankreich, Italien und Westdeutschland hat sich außerhalb der politischen Parteien der Neutralismus zu einem Faktor der öffentlichen Meinung entwickelt, mit dem die politischen Parteien und die Regierungen des Atlantik-Blocks in steigendem Maße rechnen müssen, auch wenn sie ihn in offiziellen Kundgebungen, wie denen des Präsidenten Auriol in den Vereinigten Staaten, bestreiten oder bagatellisieren. Da alle französischen Bemühungen, die große Außenministerkonferenz herbeizuführen, an Auriol die stärkste Stütze finden, versteht der französische Staatsmann, dem die Rettung der Republik vor dem Staatsstreich de Gaulles besonders zu danken ist, unter Neutralismus nicht den Rückzug Frankreichs aus der Außenpolitik. Er lehnt ihn mit dem gesunden Menschenverstand, der ihn auszeichnet, als Absurdität ab, ohne seine eigenen Bemühungen um eine Annäherung zwischen Amerika und Rußland herabzusetzen.

Die Diskussion des Neutralismus in führenden Zeitschriften erstrebt eine bessere Definition dieser europäischen Tendenz, die den Begriff der Neutralität unüberlegt bald im *schweizerischen* Sinn einer *ewigen bewaffneten*, bald im *schwedischen* Sinn einer *taktischen* Neutralität gebraucht. Man erinnert sich mit Recht an den neutralistischen Defaitismus, der dem deutschen Angriffskrieg vorausging und ihn zweifellos objektiv begünstigt hat. Aber warum will man nicht mehr wissen, von wem die Auflösung des Völkerbunds, der Rücktritt von der Sanktionspflicht des Artikels 16, zwischen 1934 und 1939, ausgegangen ist? Die historischen Rückblicke von britischen Autoren, wie Robert Dell und Harold Butler, von Franzosen, wie Edgar Milhaud, lassen auch für jene, die die damaligen Ereignisse nicht wissend erlebten, keinen Zweifel daran, daß damals das Foreign Office die Staaten der Oslo-Gruppe, einschließlich Finnlands, dann Belgien, Holland, Luxemburg zur Kündigung ihrer Völkerbundsverpflichtungen veranlaßten, und daß der

unselige polnische Außenminister Oberst Beck, unterstützt von England, wie *Robert Dell* in seinem Rückblick auf *The Geneva Racket* 1941 schrieb, einen *neutralen Staatenblock* von der Ostsee bis zur Adria legen wollte. Ihm schlossen sich die baltischen Staaten an, während die britischen Dominien, wie Kanada, Südafrika, Australien, von Anfang an Gegner echter Völkerbundsverpflichtungen gewesen waren. Da die Schweiz sich als prinzipiell neutraler Staat dieser organisierten Liquidation des Völkerbundes nicht entziehen konnte, lag ihr Memorandum vom 29. April 1938 auf der Linie ihrer historischen Außenpolitik.

Der Hinweis auf die Schweiz findet sich öfters in den Kundgebungen des *Nauheimer Kreises*, dessen geistiger Führer *Ulrich Noack*, Professor für neuere Geschichte an der Universität Würzburg, ist. Es ist ein Verdienst mehr des *Europa-Archivs*, daß sein Herausgeber *Wilhelm Cornides*, in drei Beiträgen von 72 Spalten Umfang (Quartformat), in den Heften V/11, 12 und VI/8 das gesamte Material, inklusive der Diskussionsvoten, in der Konferenz von Forstzinna in Ostdeutschland vorlegt und scharfsinnig kommentiert. Noack steht in biographischem Kontakt mit der Schweiz, in der er fünf Jahre gelebt hat, ohne das Wesen ihrer Neutralität zu erfassen. Er verurteilte aber früh die überhebliche Verachtung des «Kantönligeistes» durch die deutsche Bildungsklasse, wählte die politischen Ideen von *Lord Acton* zum Hauptthema dreier Bücher, lebte in Norwegen, veröffentlichte den ersten Band eines Werkes über die Frühgeschichte der Nordischen Völker, löste sich aber von dem freiheitlichen Geschichtsglauben Lord Actons ab, als er sich von Norwegen aus dem Nazismus näherte. Er hat nicht, wie wiederholt behauptet wurde, Quisling mit Hitler zusammengebracht, er versuchte es vielmehr vergeblich, da Quisling durch Rosenberg und Raeder ein besseres Entree zu Hitler besaß. Noack war von Quisling für dessen Pläne eines deutschen Präventivkriegs gegen Rußland gewonnen worden und bot seine Hand zu ihrer Durchführung. In den Diskussionen, die er mit deutschen Bolschewisten über die Neutralitätspolitik führte, ist ihm das niemals vorgeworfen worden. Es gibt doch nichts Schöneres, als verzeihen.

Cornides hebt in seiner Darstellung der deutschen Neutralitätsbewegung hervor, daß Noack, ohne es zu wissen — was aber für einen Ordinarius der neuesten Geschichte erstaunlich ist — zur alliierten Konzeption eines neutralen Deutschlands zurückkehrt. England und Amerika schwankten einige Jahre zwischen den Ideen eines entindustrialisierten, auf gebundene Agrarwirtschaft reduzierten Deutschlands und seiner Neutralisierung, die im Dezember 1945 zuerst von *Byrnes*, auf Anregungen *Vandenbergs*, in Moskau unterbreitet wurde. Ein entmilitarisiertes Deutschland wäre durch die Kraft der Tatsachen zur Neutralität gezwungen worden. Der Entwurf von *Byrnes* wurde 1945 von *Bevin* und *Molotow* abgelehnt, der amerikanische Staatssekretär kam in Paris 1946, *Marshall* in Moskau 1947 darauf zurück. Jetzt erst wurden die Entwürfe von *Bevin* angenommen — aber zu spät. Denn nun scheiterte die Neutralisierung Deutschlands daran, daß sich die Großen Drei über die Deutschland aufzuerlegenden Pflichten nicht einigen konnten und das russische Programm einer künftigen deutschen Innenpolitik über Entwaffnung und Neutralisierung bereits hinausging. Es handelte sich nun nicht mehr darum, Deutschland durch Neutralisierung als außenpolitischen Faktor auszuschalten, sondern einen *modus vivendi* zwischen den Besatzungsmächten zu schaffen. Die Unmöglichkeit einer gemeinsamen deutschen Politik der Alliierten vertiefte die Spaltung Deutschlands; infolgedessen kann die Spaltung Deutschlands nicht aufgehoben werden, um die alliierten Gegensätze zu über-

winden, diese müßten erst zu einem Ausgleich gelangen, bevor die Spaltung Deutschlands widerrufen werden kann. Diese Grundtatsachen verkennt *Ulrich Noack* ganz. Wie so oft in Deutschland, machen aber politischer Dilettantismus einen politischen Führer nicht lächerlich, sondern anziehend.

Es gehört zum Bilde dieser Persönlichkeit, daß die politische Romantik der Deutschen, die so oft schon die Voraussetzung einer verfehlten Außenpolitik bot, von ihr neue Anregungen empfängt. Das deutsche Vakuum im *Herzen Europas* regeneriert die *klassisch-romantische* Vorstellung von Deutschland, das als Herz Europas zu einer besonderen europäischen Sendung berufen sei. An dieser Berufung ist nicht zu zweifeln, leider fehlt nur die Bildung eines echten deutschen Missionsgehaltes. So kehrt auch Noack zur *Romantik* der *germanischen Frühzeit* zurück, schwärmt für die Funktion Deutschlands im *Mittelalter*, zitiert *Hölderlin*, animiert die programmlosen, aber noch immer emotionellen Reste der deutschen Jugendbewegung unseligen Angedenkens und macht den Vorschlag, die Hauptstadt Deutschlands an den Hohen Meißner zu verlegen, an die alte Kultstätte germanisch-heidnischer Götter und Hexen.

Noack hat also den durch Lord Acton gebotenen Zusammenhang mit dem britisch-christlichen Universalismus bald verloren und fordert jetzt von den Deutschen, «eine Nation zu sein aus der ganzen Fülle unserer eigentlichen Kraft, so daß Deutschsein bedeuten würde, eine kosmopolitische *Funktion* auszuüben.» Solange man aber nicht weiß, welche, sind Forderungen dieser Art gefährlich. Noack zitiert Hölderlins «Germania», die «wehrlos Rat gibt, rings / Den Königen und den Völkern». Es wäre besser, sie gäbe sich selbst einen Rat. Und läuft dieses Zitat nicht, unabhängig von seiner heiligen Herkunft, auf den Wunsch hinaus, die Welt möge am deutschen Wesen genesen, statt dieses von seinem? Nach deutscher Art flüchtet eine Politik, die ratlos ist, in die Meta-Politik, die in diesem Fall nicht mehr, sondern weniger als Politik ist.

In Weimar kam es zu einer Diskussion Noacks mit dem Präsidium des ostzonalen Volksrates, die am 26. August 1949 mit Dankesworten des ostdeutschen Bolschewisten Niekisch beendet wurde. Als aber im April 1950 unter verändert weltpolitischen Verhältnissen die Diskussion Noacks mit den Ostdeutschen in Forstzinna weitergeführt wurde, endigte sie mit einem Debacle. Der erste schüchterne Versuch Noacks, die Lage in Ostdeutschland zur Sprache zu bringen, führte zu Beschimpfungen und Bedrohungen, vor denen sich der Einiger Deutschlands in ein Westberliner Hotel zurückziehen mußte. Von einer Unterstützung des Nauheimer Neutralistenkreises durch die ostdeutschen Satelliten kann nun nicht mehr die Rede sein. Sie hatten versucht, ihn taktisch für ihre Zwecke zu verwenden, erinnerten sich aber, angesichts der Gefahr einer unzensurierten Aussprache, des bolschewistischen Prinzips, das nur *Feinde oder Sklaven* anerkennt.

Noack hat in der Witzenhausener Proklamation vom 18. Mai 1950 eine neue politische Konzeption geboten, da er in der Praxis der Tagespolitik mit den Rudimenten seiner mittelalterlichen Romantik nicht weit argumentieren konnte. Zwei Monate vorher hat er in seinen zwölf Thesen zur deutschen Souveränität notgedrungen bei der Konzeption der *Fünf Imperien* Anleihen gemacht. Die Imperien nennt er «übernationale Regionen der künftigen überstaatlichen Weltordnung der Menschheit». Diese Definition ist zumindest nicht falsch. Aber sie bietet keinen Ersatz für den Mangel einer echten Imperienpolitik. Deutschland wurde von Noack als ein Gebiet bezeichnet, «das zwischen verschiedenen souveränen Ordnungsgruppen liegt». Auch die-

ser Ausdruck besagt nichts anderes, als der ältere «Imperium». Da Noack die imperiale Entwicklung und Gliederung der Welt nur vom Rande her kennt, hat er die Bedeutung des *Schumanplans* als Instrument einer zunächst westeuropäischen, später erst kontinentaleuropäischen «Ordnungsgruppe» zumindest nicht verkannt, ohne seine Funktion für die Bildung Europas als Subjekt der Politik und damit auch als Träger einer neuen Außenpolitik zu erfassen. Solange die Neutralisten die «Verschacherung» Westdeutschlands an die Kohle-Erz-Union fürchten, ohne deren künftige zentripetale Bedeutung zu ahnen, machen sie die Zukunft davon abhängig, daß ihnen das Ergebnis erst als Cadeau präsentiert wird.

Schließlich herrscht in der Neutralitätslehre des Nauheimer Kreises eine geradezu unglaubliche Unwissenheit über die Wechselbeziehung von *Neutralität, Bewaffnung und die einmaligen geographischen und historischen Voraussetzungen der Schweiz*. Diese ehernen Tatsachen verhindern Ulrich Noack nicht, sich für seine Neutralitätspropaganda der Abstrakt-Pazifisten und der Kriegsdienstverweigerer zu bedienen, die schon im Zwischenkriegs-Salonbolschewisten waren. Daher begreift der Nauheimer Kreis nicht, daß die an sich im Augenblick richtige Ablehnung einer deutschen Remilitarisierung die Forderung der deutschen Neutralisierung zunichte macht. Die Bedeutung der *schweizerischen Neutralität in Waffen* ist diesem Professoren- und Romantikerklüngel entgangen. Eine solche Bewegung wird auf der Suche nach konkreten Inhalten früher oder später nationalistisch-pränazistisch werden, und sie ist es, wie *Wilhelm Cornides* feststellt, heute schon. Sie gehört in eine Neuausgabe von *Edmond Vermeils «Doctrinaires de la révolution allemande»*. Unter den Unterzeichnern der Noackschen Aufrufe findet man nicht nur frühere Hugenbergleute, Pastoren, Pazifisten, Salonbolschewisten, Studienräte, sondern auch religiöse Politiker wie *F. Siegmund-Schultze*, Universitätsprofessoren wie *Alfred von Martin*, Professor für Geistesgeschichte an der Universität München, der durch seine Soziologie der Renaissance und durch Arbeiten über Nietzsche und Burckhardt auch in der Schweiz bekannt ist. Daß ein solcher Gelehrter die Nachbarschaft des Hitlerjugend-Führers Wolf Schencke erträgt, beweist Heroismus.

Der Neutralismus wird von den *Frankfurter Heften* (5) realpolitisch erfaßt. Das Problem der Neutralität stellt sich nicht am Anfang, sondern am Ende der europäischen Bewegung. Bevor das Subjekt Europa nicht gebildet ist, kann man ihm keine Außenpolitik vorschreiben.

Der *französische Neutralismus* besitzt, eben weil er französisch ist, eine ganz andere geistige Grundlage als der deutsche. Er geht nicht von den künftigen, sondern von den vorhandenen Gegebenheiten aus. Neutralismus ist der immanente Grundgedanke einer erheblichen französischen Mehrheit, nimmt *Alexander Werth* in *The Nation* (11) an. *François Mauriac* nannte im *Figaro* den Neutralismus die Sehnsucht des französischen Volkes nach der Autonomie, die es geschichtlich zunächst verwirkt hat. In diesem Sinne kann man den Neutralismus als einen *Substanzwandel der Résistance* bezeichnen. Das ist, summarisch ausgedrückt, der Grundgedanke von *Jean-William Lapierre* in seinem Artikel «La neutralité française» im Sonderheft des *Esprit* (3), *La paix possible*. Die Geistesschärfe, mit der die Franzosen das Problem des Neutralismus allseitig prüfen, ist der deutschen Verschwommenheit auf dem Gebiet politischer Doktrinenbildung haushoch überlegen. Lapierre erkennt die Existenz der beiden feindlichen Blöcke als Tatsache an. Aber die überwältigende Mehrheit der Franzosen will weder vom American Way of Life etwas wissen noch vom Goldenen Zeitalter des Bolschewismus am St. Nimmerleins-

tage. Unerwartet zeigen beide Blöcke Risse. Denn unerwartet fiel Jugoslawien von Rußland ab und unerwartet distanzierte sich die britische Außenpolitik von dem amerikanischen Abenteuer in Korea. Die Franzosen wissen, daß weder Amerika noch Rußland siegen können, ohne Europa und besonders Frankreich in Trümmer zu legen. Auch in Frankreich galt der Neutralismus erst als Kryptokommunismus, obwohl alle seine Anhänger entschiedene Gegner des Bolschewismus sind und dieser selbst keinen anderen Internationalismus anerkennt als die Bereitschaft, für Stalin zu sterben. Dennoch findet man bei allen Parteivölkern nur eine verschwindende Minderheit, die bedingungslos bolschewistisch oder bedingungslos amerikanisch wäre; die große Mehrheit ist französisch. Und doch wird das Land durch diesen numerisch geringen, dynamisch gewaltigen Gegensatz geschwächt und kampfunfähig gemacht. Nur wenn man ihn ausschaltet, macht man die französische Résistance wieder widerstandsfähig. Der französische Neutralismus ist nämlich, im Gegensatz zum deutschen, waffengläubig und kriegsbereit. Er verlangt eine schnell mobilisierbare Armee, ohne Rücksicht auf ihre Kosten. Der französische Neutralismus glaubt ebensowenig wie die ökonomische Kommission der UNO an eine Stärkung der europäischen Wirtschaft ohne die Wiederherstellung des West-Ost-Handels. Er weiß, daß eine von Amerika politisch unabhängige Aufrüstung gewaltige Opfer an das französische Volk stellen würde. Die französische Neutralität muß auf die *Union française* ausgedehnt werden; sie will keine Ermunterung des Aggressors verschulden, sondern durch die allgemeine Stärkung der Weltkräfte das Risiko einer jeden Aggression vergrößern. Dieser Neutralismus predigt auch keine Isolierung Frankreichs in der heutigen gesamthaft verbundenen Welt, sondern wünscht nur die effektive Abhängigkeit vom amerikanischen, britischen und russischen Imperium zu überwinden, aus den Verträgen mit ihnen entlassen, zu neuen autonomen Bindungen ermächtigt zu werden. Diese Gesamtkonzeption wird freilich durch das unglückselige Wort *Neutralismus* so zweideutig als möglich ausgedrückt und es wäre wünschenswert, es so bald als möglich durch ein richtigeres zu ersetzen.

Diskussion des Nobelpreises Das Ansehen des Nobelpreises für Literatur wurde seit 1946 durch die Wahl von Hesse, Gide, Eliot und Faulkner erheblich aufgewertet. Die Preisrichter hatten durch mehrere Mißgriffe in den Jahren 1926 bis 1945 die Bedeutung der Institution geschädigt. Zahlreiche Preise wurden Persönlichkeiten verliehen, die am Tage der Ehrung keine wirkliche Bedeutung mehr besaßen. Eine Liste der Versäumnisse erreicht ein etwa 35prozentiges Defizit.

Auf dieses Urteil läßt sich die Umfrage von «*Books Abroad*» resumieren, die im Frühlingsheft erschienen ist. Die von der University of Oklahoma Press herausgegebene, von *Ernst Erich Noth* geleitete Zeitschrift, hat mit dieser Umfrage eine breite Resonanz erzielt; die Antworten sprechen für sich selbst.

Fernand Baldensberger, Constant Burniaux, Lion Feuchtwanger, Renée Lang, H.-R. Lenormand, Ludwig Marcuse, Alfred Neumeyer, Henri Perruchot kommen zu folgenden Ergebnissen: Frankreich führt mit sieben Autoren; keine Preise erhielten aber Zola, Claudel, Péguy, Valéry, Proust, Colette, Bernanos, Giraudoux. Die Bewertung der russischen Literatur ist katastrophal. Der einzige Russe, der einen Nobelpreis erhielt, ist *Bunin*, während *Tolstoi*, *Tschechow* und *Gorki* übergangen wurden. Die nordischen Länder wurden weit über ihre Leistungen hinaus lokalpatriotisch begünstigt. Man findet die

Wahl von Hamsun, Lagerlöf, Pontoppidan, Undset, Björnson berechtigt. Strittig ist die Verteilung der Preise an Heidenstamm, Karlfedt, Gjellerup, Jensen. Uebergangen wurden *Ibsen, Brandes und Strindberg!*

Die Wahl amerikanischer Autoren ist weniger einseitig. Der Nobelpreis von *Pearl Buck* gilt als unberechtigt, da *Jack London, Hemingway, Th. Wolfe* auf ihn Anspruch gehabt hätten. Unter den Iren wurde *Yeats*, nicht der viel größere *Joyce* gewählt. England hat mit *Kipling, Shaw, Galsworthy, Eliot, Russell* keinen Grund zu Beschwerden. In der Diskussion wurden *Joseph Conrad, Wells, D.H. Lawrence* und *T.E. Lawrence* vermißt.

Unter den sechs deutschen Nobelpreisträgern fallen *Eucken* und *Heyse* vollständig ab, neben *Mommsen, Hauptmann, Thomas Mann* und *Hermann Hesse*. Uebergangen wurden *Heinrich Mann* und *George*.

Ludwig Marcuse hätte an Stelle von *Eucken Dilthey, Simmel* und *Freud* vorgeschlagen. Er macht die erstaunliche Entdeckung, daß *Oesterreich* für den Nobelpreis noch nicht existiert. Infolgedessen wurde er *Rilke, Hofmannsthal, Schnitzler, Freud, Karl Kraus* nicht verliehen. Man könnte hinzusetzen: auch nicht *Marie Ebner-Eschenbach, Handel-Mazzetti, Werfel* und *Broch*. Auch die Möglichkeit einer posthumen Ehrung *Kafkas* wäre denkbar gewesen. In der Schweiz wurde *Ramuz* übergangen, in Italien *d'Annunzio*, in Spanien *Unamuno* und *Blasco-Ibáñez*. Aber wenn man sich daran erinnert, daß die Académie Française auf *Molière, Balzac* und *Stendhal* verzichten konnte, wird man die Hilflosigkeit eines Preiskollegiums, mit dem Genie der Zeit Schritt zu halten, nachsichtiger beurteilen. Die Zahl der Persönlichkeiten, die den Nobelpreis zu Recht erhielten, kommt der Zahl der Verkannten annähernd gleich.

Felix Stössinger

Prix Charles Veillon 1952. Anfangs des nächsten Jahres wird zum fünftenmal in Lausanne ein Romanpreis für die französische Sprache im Betrage von 5000 Schweizer Franken verliehen. Wie immer steht dieser Wettbewerb den Schriftstellern aller Nationalitäten offen, unter der Bedingung, daß der Roman in französischer Sprache geschrieben ist. Die Jury setzt sich wie folgt zusammen: *André Chamson*, Vorsitzender; *Léon Bopp, Louis Guilloux, Gilbert Guisan, Franz Hellens, Louis Martin-Chauffier, Vercors, Robert Vivier* und *Maurice Zermatten*.

Die Teilnehmer sind gebeten, die Konditionen des Wettbewerbes an der Adresse des Prix Charles Veillon, 29 c, Av. d'Ouchy, Lausanne (Suisse) zu verlangen. Die Manuskripte werden an der gleichen Adresse bis zum 15. Oktober 1951 entgegengenommen.